

FINANZEN & IMMOBILIEN



WELT AM SONNTAG | NR. 43 | 27. OKTOBER 2024 | SEITE 31

2500

2000

1500

1000

500

01.10.14

02.01.17

01.19

01.04.20

03.01.22

01.10.24

Der Weg zur ewigen RENTE

Wie die Trinity-Formel wirkt

Wer im Herbst 2014 über 300.000 Euro Kapital verfügte und am Aktienmarkt investierte, konnte in den folgenden zehn Jahren monatlich zwischen 1000 und 2000 Euro entnehmen, ohne das Kapital anzutasten

Quelle: eigene Berechnungen, Daten: Börse Frankfurt

Viele Sparer haben eine Strategie, um Kapital für das Alter aufzubauen. Doch es fehlt ein Plan für die Auszahlphase. Die Trinity-Formel ermöglicht eine üppige monatliche Zusatzrente ohne Kapitalverzehr

Aktien, ETFs, Sparpläne – Millionen Deutsche bauen über Börseninvestments Vermögen fürs Alter auf. Die Reform der Riester-Rente soll das zusätzlich unterstützen, indem Vorsorgesparer staatliche Zuschüsse bekommen, wenn sie regelmäßig in Aktien oder Fonds investieren. Über einen Punkt machen sich viele in der Ansparphase aber nur wenig Gedanken: Was genau wollen sie mit dem aufgebauten Vermögen später eigentlich machen?

VON DANIEL ECKERT

Dabei ist die rechtzeitige Planung der Auszahlphase mindestens genauso wichtig wie die Strategie in der Zeit des Ansparens. Denn manche wollen ihr Kapital später im Ruhestand nach und nach aufzehren, andere dagegen nur so viel herausziehen, dass das Aufgebaute im Kern erhalten bleibt, beispielsweise für die Nachkommen. Und genau hier greift eine Formel, die in den 1990er Jahren an der Trinity University im texanischen San Antonio entwickelt wurde und daher „Trinity-Formel“ genannt wird. Sie zeigt, wie viel Geld jeder aus seinem Portfolio ziehen kann, ohne dass das Kapital aufgezehrt wird. Es reicht damit theoretisch ewig.

Viele Finanzberater wissen aus der Praxis, dass Menschen, die im Leben ein kleines oder größeres Vermögen aufgebaut haben, meist gar nicht daran denken, alles zu Lebzeiten aufzubauchen. „Kapitalerhalt ist ein wichtiger psychologischer Faktor“, sagt Silke Bettenhausen, Finanzplanerin bei Isfinance im hessischen Sontra. Sie kennt daher diverse Situationen, in denen die Trinity-Formel zum Einsatz kommt. Oft ist dies der Fall, wenn bereits eine Übertragung von Besitz stattgefunden hat. „Bei ererbtem Vermögen soll möglichst die Erbmasse erhalten bleiben“, sagt sie. Häufig formulieren auch schon die Erblasser dieses Ziel: Das übertragene Geld soll die Hinterbliebenen mittels Entnahmepan versorgen, jedoch nicht aufgezehrt werden. Bei Stiftungsvermögen ist dies ohnehin die Norm: Für Zuwendungen dürfen hier nur laufende Erträge verwendet werden, das Grundvermögen muss erhalten bleiben.

Auch Angehörige freier Berufe äußerten häufig Interesse an einem solchen Vorgehen, sagt Bettenhausen. „Ärzte ergänzen bei mir oft einen Entnahmepan aus liquidem Wertpapiervermögen, um beispielsweise Renten aus Versorgungswerken monatlich aufzustoeken.“ Freiberufler betrachteten das Kapital häufig

wie eine Schatztruhe, die nicht versilbert werden dürfe. Und schließlich kann die Trinity-Formel auch für Menschen relevant sein, die ein Sabbatical – also eine Auszeit – machen.

Entwickelt wurde die Trinity-Formel von den Professoren Philip L. Cooley, Carl M. Hubbard und Daniel T. Walz in ihrem 1998 veröffentlichten Aufsatz „Retirement Savings: Choosing a Withdrawal Rate That Is Sustainable“, der in der Finanzwelt breite Wellen schlug. „Diese Studie ergab, dass eine jährliche Entnahme von maximal vier Prozent das Risiko einer möglichen Pleite minimiert“, erklärt Christina Löper, Vermögenspartnerin bei der Hövelrat Holding in Hamburg. Die Rate von vier Prozent ergibt sich daraus, dass dadurch die neuen Erträge aus dem verbleibenden Kapital im Laufe der Zeit größer sind als das, was entnommen wird. Erst bei deutlich höheren Entnahmeraten würde der Depotwert je nach Zusammensetzung des Portfolios recht schnell gegen null tendieren.

WELT AM SONNTAG hat das für die vergangenen zehn Jahre überprüft. Dabei wurde vorausgesetzt, dass das Vermögen in den breit gestreuten Welt-Aktien-Index MSCI World investiert war. Zum Start im Herbst 2014 hätten einem 300.000 Euro schweren Wertpapier-Depot gemäß der Formel im ersten Monat 1000 Euro entnommen werden können. Dies

ergibt sich durch die Entnahme von jährlich vier Prozent aufgeteilt auf die zwölf Monate des Jahres. Nachdem jeden Monat anteilig Wertpapiere verkauft wurden, war das Portfolio Ende des ersten Jahres, also im Herbst 2015, trotz Entnahme sogar gewachsen und lag bei gut 357.000 Euro. Das erklärt sich daraus, dass die verbliebenen Anteile durch den Kurszuwachs mehr dazugewannen als Geld entzogen wurde, denn in jenen zwölf Monaten legte der MSCI-World-Index inklusive Dividenden fast 24 Prozent zu.

Parallel zum Zuwachs des Vermögens konnte monatlich immer mehr entnommen werden, schließlich bleibt es ja bei einer Entnahmerate von vier Prozent. Auch die meisten anderen Jahre seit 2014 verliefen an den Börsen positiv, sodass der Portfoliowert trotz Entnahme bis heute weiter zugelegt hätte. Die monatlichen Auszahlungen schwankten dabei zwischen rund 1000 Euro am Anfang oder auch im Jahr 2016 und rund 2000 Euro zuletzt.

Zwar geht es an den Kapitalmärkten tendenziell stets aufwärts, es gibt aber natürlich auch schlechte Zeiten. Und in solchen Baisse-Phasen sieht es anders aus. Einer der schlechtesten möglichen Zehnjahreszeiträume, die ein Sparer hätte erleben können, wäre die Zeit zwischen Januar 1999 und Januar 2009 gewesen. Am Anfang hätte er dem gleichfalls 300.000 Euro schweren Portfolio nach der Vier-Prozent-Regel zwar eben-

falls 1000 Euro monatlich entnehmen können, wegen der folgenden Baisse wären es 2003 aber nur noch 600 Euro gewesen, und nach zehn Jahren – Anfang 2009 – ebenfalls nur 600 Euro. Die Vier-Prozent-Regel der Trinity-Professoren ist also nicht perfekt in dem Sinn, dass sie Kapitalschwund ausschließt. Da die Aktienmärkte aber langfristig nach oben zeigen, funktioniert sie dennoch in den meisten Fällen.

Doch wie viel muss ein Sparer an Kapital aufbauen, um im Alter eine bestimmte Summe monatlich entnehmen zu können? Da der entnommene Betrag vier Prozent des Vermögens entspricht, muss das Kapital folglich das 25-Fache davon betragen. Wer also eine monatliche Rente von 1000 Euro anstrebt, sollte 250.000 Euro anvisieren – zwölfmal 1000 Euro macht 12.000 Euro, und dies multipliziert mit 25 ergibt 300.000 Euro. Wer 2000 Euro pro Monat benötigt, braucht folglich schon 600.000 Euro. Alle diese Betrachtungen sind allerdings vor Steuern und Gebühren. Wer netto 1000 Euro erhalten will, sollte daher mit einem Portfolio von 375.000 Euro kalkulieren, wobei sich ein genauer Wert schwer ermitteln lässt, da die genaue Höhe der Steuer davon abhängt, wie viel vom Kapital aus Kursgewinnen besteht.

Gegen die Steuern gibt es keinen Schutz, gegen allzu stark schwankende Auszahlungen dagegen hilft ein Mittel: Diversifizierung. Werden dem Welt-Aktien-Portfolio rechtzeitig Anleihen und Gold beigegeben, sinken zwar die Chancen auf starke Kurssteigerungen, gleichzeitig wird jedoch auch das Verlustrisiko abgepuffert. Die beiden Anlageklassen eignen sich deshalb so gut, weil sich Anleihekurse häufig nach oben bewegen, „Anleger sollten eine diversifizierte und zugleich dynamische Strategie fahren“, empfiehlt daher David Bienbeck, Vorstand der Albrecht & Cie. Vermögensverwaltung in Köln. Zu Beginn sollen Sparer nicht allzu konservativ agieren und auf Aktien setzen, da sie sich sonst der Rendite aus den Börsenpapieren berauben. Dann aber sollte das Portfolio mit Zinspapieren und Gold so ausbalanciert werden, dass die Fallhöhe nicht allzu groß ist. Schließlich würde ein allzu großes Absacken die qua Vier-Prozent-Regel erlaubte Entnahme nach unten ziehen.

„Ein Vermögen, aus dem regelmäßige Entnahmen erfolgen, sollte breit diversifiziert und langfristig ausgerichtet sein“, betont auch Corinne Metz, Vermögens-

verwalterin bei Ringelstein & Partner in Essen. „Dazu gehören Investments in verschiedene Anlageklassen wie Aktien, Anleihen und Edelmetalle.“ Hövelrat-Expertin Löper wiederum rät zu einer Vermögensstruktur aus breit gestreuten ETFs oder Fondsanteilen, die unterschiedliche Anlageklassen abdecken. Dazu zählen für sie neben Aktien und Anleihen auch Immobilien sowie Rohstoffe.

Und was bringt das? Wie eine Berechnung von WELT AM SONNTAG zeigt, hat ein Depot aus Dax-Aktien in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten eine jährliche Rendite von acht Prozent beschert. Ein Portfolio aus 70 Prozent Aktien, 25 Prozent Bundespapieren, also festverzinslichen, und fünf Prozent Gold, das jeweils zu Beginn des Jahres auf die Ursprungsgewichtung zurückgesetzt wurde, warf dagegen zwar nur 6,5 Prozent jährlich ab, aber unter geringeren Schwankungen. Für Vermögensverwalterin Metz sind regelmäßige Anpassungen des Portfolios aus diesem Grund ein zentraler Aspekt des Risikomanagements, das sowohl stabile Erträge als auch Vermögenswachstum zum Ziel hat. Für einen Auszahlplan hat diese Glättung im Zeitverlauf große Vorteile – und zwar nicht nur mathematisch, sondern auch psychologisch.

Auf den Faktor Psychologie hebt auch Vermögensverwalter Bienbeck ab, wenn er vor emotionalen Überreaktionen warnt. „Im Moment schlechter Nachrichten wird die rationale Strategie schnell über Bord geworfen.“ Frei nach Börsen-Altmeister André Kostolany gelte: Auch gute Strategien können Anleger minderere Qualität haben. Sparer sollten daher vorab die eigene Risikotragfähigkeit prüfen und die Depotzusammensetzung anpassen. Häufig werde unterschätzt, wie belastend es sei, wenn aus einem vorher theoretisch bedachten Verlust ein reales Minus werde. „Volatilität kann die Nerven überstrapazieren, sodass es oft eine Frage der Zeit ist, bis Anleger vom gefassten Plan abweichen, und das wahrscheinlich zur Unzeit.“

Das lässt sich verhindern, wenn eine gewisse Sicherheitsmarge eingeplant wird. Daher empfiehlt es sich bei Auszahlplänen, einige Prozent des Vermögens in bar vorzuhalten. Diese Liquidität muss nicht unverzinst auf dem Verrechnungskonto liegen, sie kann zum Beispiel auch in Geldmarktfonds investiert sein. Doch in jedem Fall puffert sie das Risiko ab und macht so das Dreigestirn aus Vier-Prozent-Regel, Risikostreuung und Liquidität fürs Alter perfekt.

GELD AM SONNTAG

Zeit ist Geld



VON FRANK STOCKER

Es ist wieder so weit: Die Klage über die Zeitemstellung wird dieses Wochenende beherrschen, wie zweimal pro Jahr, seit Jahrzehnten. All jene, deren Leben angeblich wegen 60 Minuten aus den Fugen gerät, haben nun die Möglichkeit, ihr Leid allen kundzutun. Allerdings sollten sie sich dabei bewusst sein, dass es eine Gruppe von Menschen gibt, die davon noch weit stärker betroffen ist: die Währungshüter.

Das jedenfalls glaubt Michael Nowe, Ökonom an der Business School der Universität im britischen Durham, herausgefunden zu haben. Er hat dazu die Entwicklung der Währungen von Ländern, die die Zeit umstellen, mit jenen in Ländern verglichen, die das nicht tun. Im ersten Falle waren das Australien, Kanada, Dänemark, Neuseeland, Norwegen, Schweden, die Schweiz, Großbritannien, die USA sowie die Eurozone, im letzteren Japan und Südafrika.

Nowers Datenanalyse ergab, dass die Währungen ab dem Zeitpunkt, da die Staaten auf die Sommerzeit umstellten, zur Schwäche neigten, und diese Schwächephase in dem Moment endete, da sie wieder zur Winterzeit, also der vermeintlich „richtigen“ Zeit zurückkehrten. Weitergehend entziehen konnte sich dem lediglich der US-Dollar, was dem Ökonomen zufolge wohl daran liegt, dass er die Leitwährung der Welt ist.

In jedem Fall sollte sich am Montag niemand wundern, wenn er in Frankfurt aus dem Gebäude der Europäischen Zentralbank (EZB) einen lauten Stoßseufzer der Erleichterung vernimmt. Es ist EZB-Chefin Christine Lagarde, die sich in den kommenden fünf Monaten weniger Sorgen um den Wert des Euro machen muss, dank Winterzeit.

Bis zu 2400 Fonds erhalten neue Namen

Europäische Richtlinie zwingt zu klaren Angaben

Viele Investmentfonds müssen in den kommenden Monaten umbenannt werden. Hintergrund ist eine neue Leitlinie der europäischen Wertpapier- und Marktaufsichtsbehörde (ESMA), die die Verwendung von Begriffen mit einem Bezug zum Thema Nachhaltigkeit regelt. Dadurch soll das sogenannte Greenwashing verhindert werden, dass sich Fonds also als „grün“ ausgeben, obwohl sie es nicht sind. Ab 21. November müssen neu aufgelegte Fonds diese Vorgaben erfüllen, ab 21. Mai 2025 gelten die Regeln für alle derartige Produkte.

Konkret müssen sich in einem Fonds, der Wörter wie Umwelt (environment), Soziales (social), gute Unternehmensführung (governance) oder andere nachhaltigkeitsbezogene Begriffe verwendet, künftig mindestens 80 Prozent der Vermögenswerte im Portfolio dem jeweiligen Begriff zuordnen lassen. Diese Zuordnung muss zudem für externe Prüfer nachvollziehbar sein.

Die Ratingagentur Scope hat analysiert, dass rund 2400 Fonds in Deutschland mit einem Anlagevermögen von mehr als 1,2 Billionen Euro von der neuen ESMA-Leitlinie betroffen sind, also mehr als jeder fünfte Fonds mit deutscher Vertriebszulassung. Scope erwartet daher in den kommenden Monaten umfangreiche Veränderungen bei den Namen, aber eventuell auch bei der Zusammensetzung der Fonds.

FHS